Kurzanzeigen = Annonces sommaires

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **34 (1975)**

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kurzanzeigen – Annonces sommaires

KLAUS HEGER, *Monem, Wort und Satz*, Tübingen (Max Niemeyer) 1971, IX + 244 p. *(Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 8)*.

K. Heger formuliert die Aufgabe seines Buches gleich zu Beginn mit aller Klarheit: «...in einem konsequent aszendent vom Kleineren zum Größeren aufsteigenden Verfahren soll eine Hierarchie wohldefinierter sprachlicher Einheiten aufgebaut werden, die bei den kleinsten bedeutungstragenden Einheiten beginnend in expliziter Form über das Wort bis zum Satz reicht und deren Offenheit für Fortsetzungen über den Satz hinaus abschließend in nur mehr hypothetischer und skizzenhafter Form angedeutet wird» (p. 1). Man wird diese Perspektive sehr begrüßen und kann ohne Übertreibung sagen, daß Hegers Buch den ersten Versuch darstellt, ein kohärentes System der Signeme[1], das heißt der signifikativen Einheiten der Sprache, in ihrer Gesamtheit zu erarbeiten[2].

Die Betrachtung steigt auf von der kleinsten Zeicheneinheit, dem Monem, vorerst bis zum Satz, wobei Heger folgende Stufen ansetzt: Rang 1: Monem. Rang 2: Autoseme Minimaleinheit. Rang 3: Flexionsform (Vokabel)[3]. Rang 4: Kompositionsform (Zusammengesetzte Vokabel)[4]. Rang 5: Satzbegriffsform[5]. Rang 6: Spezifizierte Satzbegriffsform[6]. Rang 7: Satz[7]. Die höheren Ränge bis Rang 14[8] sind nur skizziert. Sie werden in dieser Besprechung nicht weiter verfolgt. Es sei lediglich vermerkt, daß ihre Ordnung nicht im gleichen Maße zwingend ist wie die der ersten 7 Ränge[9]. Gerade das Zwingende des Aufbaus bis Rang 7 macht jedoch Hegers Betrachtungsweise besonders wertvoll.

[1] Der Leser des Buches ist äußerst dankbar für den «Terminologischen Index», p. 235–239. Dort wird zum Beispiel *Signem* definiert als «signifikatives *Linguem*». *Linguem* seinerseits ist eine «Einheit auf der Ebene der Langue».

[2] «Gesamtheit» ist hier freilich nicht ganz absolut zu nehmen.

[3] Die ersten drei Ränge können illustriert werden durch die lateinische Konjugationsform *cantabant*: *cant* ist Monem, *canta* autoseme Minimaleinheit, entstanden durch das Hinzutreten eines gebundenen metasprachlichen Grammems an das Monem (Konjugationsklassenmerkmal *a*), *cantabant* ist Flexionsform (Als «Wort» wird das *Vorkommen* einer solchen Form auf der Ebene der Parole bezeichnet).

[4] Zum Beispiel *Haustür*, aber auch *der sterbliche Mensch*.

[5] Damit sind Syntagmen gemeint, welche eine nicht aktualisierte Handlung enthalten (ausgedrückt durch infinite Verbformen etc.), zum Beispiel *die von Hans aufgehaltene Tür*, *das Öffnen der Tür*, *der grünende Baum*.

[6] Hier handelt es sich um Aussagen, die keine selbständige Assertion enthalten, zum Beispiel Nebensätze *(nachdem Karl den Hans geweckt hatte)*, aber auch Fragesätze *(Schläft Hans?)*, da diese erst durch das Hinzufügen einer Antwort (zum Beispiel *ja*, *nein*, *doch*) zu eigentlichen Sätzen werden.

[7] Definiert als «*Signem*» des Ranges R 7, zusammengesetzt aus einer *Spezifizierten Satzbegriffsform* und durch Assertion an sie gebundenen *Signemen* der Ränge R 1 bis R 6.

[8] Definiert als «Assertiertes Polyorationales Präsuppositionsgefüge».

[9] Cf. die Ausführungen von W. RAIBLE in: ELISABETH GÜLICH, KLAUS HEGER, WOLFGANG RAIBLE, *Linguistische Textanalyse*, Hamburg 1974, vor allem p. 138–146. In bezug auf die Ränge 8 bis 12 spricht Raible mit Recht von «Kombinatorik statt Aszendenz» (p. 144).

Die Darstellung der Ränge 1 bis 4 in den ersten drei Kapiteln («Sprache als Langue und Sprache als Parole», «Bedeutung», «Monem und Wort») basiert weitgehend auf einer Studie von Heger aus dem Jahre 1969: *Die Semantik und die Dichotomie von Langue und Parole.* Man spürt aber in der Neufassung den Willen zu ständigem Überdenken der Probleme sowie eine achtenswerte Selbstkritik.

Neu ist zum Beispiel die gedankliche und sprachliche Fassung des Katena-Problems (p. 10–11). Da liest man: «Was hier Katena genannt wird..., ist nichts anderes als genau dasjenige Element, dessen *caténé* die auf Rang n + 1 paradigmatisierbare Einheit als Einheit konstituiert und dessen *caténant* nur deswegen etwas Besonderes zu sein scheint, weil es sich auf niedrigen Rängen – so auch in dem Beispiel *poir x ier* – zumeist nicht aus Phonemen, sondern aus Taktemen zusammensetzt.» Damit wird aber die Katena zu einem Hilfsbegriff, der «in dem Moment wieder fallen gelassen werden kann, in dem ihr *caténé* durch die Definition der Einheit des Ranges n + 1 als paradigmatisierbarer Einheit und ihr *caténant* durch die Einbeziehung der Takteme in das Inventar an distinktiven Einheiten, über das eine Sprache verfügt, in jeweils einem allgemeineren Definitionszusammenhang aufgehoben sind.»

Es ist zu bedauern, daß bei der Besprechung der Ableitungsprobleme (p. 68–71) dieser neue Ansatz nicht wieder aufgenommen und weiterverfolgt wird[10]. Von Hegers Neuformulierung aus möchte man das Problem, das sich hinter der Katena-Diskussion verbirgt, etwa so lösen: die Moneme *poire* und *ier* können nach einem vorgegebenen Bildungsschema oder Bildungsmodell zu der Einheit *poirier* zusammengefügt werden. Das Bildungsmodell selbst hat natürlich auch Zeichencharakter, und das Resultat seiner Anwendung steht auf einer Rangstufe, die um 1 höher ist als der Rang der ins Bildungsschema eingegangenen Elemente. Ich glaube ganz allgemein, daß mit der Annahme von zeichenhaften Bauplänen der Aufstieg vom Monem bis zum Satz einleuchtend und verhältnismässig einfach gefaßt werden kann. Wiederholt habe ich deshalb schon auf die Notwendigkeit der Analyse dessen hingewiesen, was vom Satz auf der Ebene der Langue vorhanden ist. Das sind Satzbaupläne, Schemata, die eine Reihe von Funktionsstellen enthalten und selbstverständlich Zeichencharakter besitzen[11].

Nun ist es allerdings klar, warum K. Heger bei seinem Aufstieg durch die Ränge 1 bis 7 nicht von solchen Bauplänen spricht. Solche Pläne sind an Einzelsprachen gebunden. Er will aber noematische Tiefenstrukturen aufdecken, die außereinzelsprachlich sind. Bei der Neufassung seines Trapezes wird allerdings an der rechten oberen Ecke in disjunktiver Verbindung neben das *Noem* das *Sem* gesetzt (p. 31–33), um das Trapezmodell auch für einzelsprachliche, «sprachimmanente Analysen» anwendbar zu machen. Im weiteren Gedankengang wird aber diese Möglichkeit kaum je ins Auge gefaßt. Dies wird ganz besonders deutlich in den Kapiteln 4 und 5 über die Aktantenmodelle[12]. Diese Modelle sind rein logische Konstrukte, die grundsätzlich aus einem zweistelligen Prädikator bestehen, der einem Aktanten (oder Argument) einen Relator zuweist. Es ist klar, daß diese Modelle an der rechten oberen Ecke von Hegers Trapez einzusetzen sind, dort wo Noem und Sem in dis-

[10] In bezug auf die Ableitung schließe ich mich auch der Kritik von R. Martin an (*RLiR 36* [1972], 436), daß die Ableitungselemente nicht als Grammeme betrachtet werden dürfen. Ich habe dafür den Begriff der *Modifikationssemanteme* geprägt (cf. *VRom. 30* [1971], 247; *31* [1972], 42–47) und bin nach wie vor von seiner Zweckmäßigkeit überzeugt.

[11] Cf. *VRom. 30* (1971), 245; *32* (1973), 206–208.

[12] Diese Kapitel nehmen übrigens fast zwei Drittel des Buches ein. Da sie sich nur in sehr beschränktem Maße direkt auf frühere Arbeiten stützen, stellen sie – abgesehen von der Gesamtkonzeption – den eigentlichen Originalbeitrag der Veröffentlichung dar.

junktiver Verbindung stehen. Da die Modelle aber rein noematisch sind, fällt hier die Möglichkeit sprachimmanenter Analysen wenigstens vorläufig weg. Heger hat es auch gar nicht darauf abgesehen, die Übergänge zu explizitieren, welche von seinen Modellen, das heißt von «außereinzelsprachlichen Tiefenstrukturen, zu je einzelsprachlichen Oberflächenstrukturen» führen (p. 4). Die «Systeme von Transformationsregeln», mit deren Hilfe die Aktantenmodelle «in je einzelsprachliche Formulierungen übersetzt werden können» (p. 169), werden bewußt nicht ausgearbeitet[13]. So bleibt mindestens von Rang 4 an die Frage offen, ob die disjunktive Verbindung Noem/Sem an der rechten oberen Ecke des Trapezes überhaupt zum Tragen kommen kann.

Sicher ist, daß das Gebäude, das K. Heger konstruiert, von imponierender gedanklicher Geschlossenheit und Kohärenz ist, ebenso sicher aber auch, daß es ein rein begriffliches Gebäude ist, dessen Überführung in ein sprachliches System sehr große Schwierigkeiten mit sich bringen wird.

Auch wenn diese Überführung nicht möglich sein sollte, ist freilich die Nützlichkeit des Gebäudes noch nicht in Frage gestellt. Es kann auf jeden Fall als Bezugssystem dienen, an dem sprachliche Strukturen gemessen werden können, und zwar Strukturen ganz verschiedener Sprachen. Im Bereich des Sprachvergleichs ist der Wert von Hegers Buch nicht zu bestreiten.

G. H.

★

JOSHUA A. FISHMAN, *Sociolinguistique*, Bruxelles (Labor) – Paris (Nathan) 1971, 160 p. *(Langues et Culture 8)*.

Dieses aus dem Englischen übersetzte Bändchen stellt eine sehr nützliche Einführung in die Soziolinguistik dar, natürlich vor allem in die von Fishman vertretene Richtung der Soziolinguistik[1]. Aber das Spektrum ist weit[2], und es werden alle wichtigen Themen der Soziolinguistik vorgestellt oder wenigstens angeschnitten. Von der europäischen Forschung her würde man eine etwas ausführlichere Besprechung des Problemkreises 'Sprache und soziale Schicht' erwarten[3]. Sehr ausführlich und anschaulich behandelt ist dagegen der Problemkreis 'Bilinguismus und Diglossie'. Überhaupt schöpft man reiche Anregung aus dem Bändchen, das auch durch gute Indizes erschlossen wird[4]. Ob der im letzten Kapitel

[13] Ich bin überzeugt, daß die hier nötigen Transformationsregeln noch viel komplizierter wären als diejenigen der generativ-transformationellen Grammatik.

[1] Eine deutsche Version von Fishmans *Soziologie der Sprache*, welche aber gegenüber der französischen Fassung Zusätze enthält und Umstellungen aufweist, ist 1975 in München erschienen *(Hueber Hochschulreihe 30)*.

[2] Dies mögen die Kapitelüberschriften andeuten: *Introduction à la sociolinguistique – La linguistique: science de la description d'un code...et plus encore – Quelques concepts fondamentaux de la sociolinguistique – Sociolinguistique interactionnelle: micro et macro – Différenciation sociale et extension du répertoire – Le bilinguisme social: stable et de transition – L'organisation socio-culturelle: création ou reflet de la langue – La sociolinguistique appliquée.*

[3] BERNSTEINS Forschungen werden nur am Rande erwähnt. OEVERMANN wird überhaupt nicht genannt; sein Name fehlt auch in der sehr umfangreichen Bibliographie (p. 127–145), die sonst durchaus Einträge bis 1968 enthält.

[4] *Index des matières*, p. 147–154. *Index des noms d'auteurs*, p. 155–157.

enthaltene Optimismus in bezug auf die Nutzanwendung der soziolinguistischen Erkenntnisse im Rahmen einer aktiven staatlichen Sprachpolitik gerechtfertigt ist[5], bleibt allerdings fraglich. Sonst möchte man in unserem Lande all jenen, die sich für die Erhaltung des Rätoromanischen einsetzen, nicht nur die Lektüre dieser Einführung in die Soziolinguistik empfehlen, sondern sie überhaupt zu vertieften soziolinguistischen Studien anhalten.

G. H.

★

HEINRICH LAUSBERG, *Linguistica romanza*, Traduzione dal tedesco di NICOLO PASERO, I. *Fonetica*, II. *Morfologia*, Milano (Feltrinelli) 1971, VIII + 379, VIII + 270 p. *(Critica e filologia, Studi e Manuali 6)*.

Il est superflu d'insister sur les qualités et l'intérêt de cet ouvrage imprégné de structuralisme et sur le fait que, depuis le début de sa parution, en 1956, aucun autre ouvrage ne paraît être venu le supplanter. On doit se réjouir qu'il soit maintenant accessible à tous les romanistes italiens, d'autant que certains faits linguistiques de l'Italie continentale et insulaire, bien connus de l'auteur, y occupent la place centrale qui leur revient dans le cadre de la linguistique romane. S'il est permis d'exprimer un regret, c'est que la syntaxe romane, annoncée jadis comme suite de cet ouvrage et souhaitable à tant d'égards, ne voie pas encore le jour.

Robert de Dardel

★

RUDOLF WINDISCH, *Genusprobleme im Romanischen. Das Neutrum im Rumänischen*, Tübingen (Fotodruck Präzis) 1973, VIII + 220 p. *(Tübinger Beiträge zur Linguistik 31)*.

Il s'agit là d'un ouvrage solide et bien documenté, avec une omission regrettable toutefois, celle d'un article de R. A. Hall Jr.[1], qui aurait mérité une prise de position. L'auteur analyse d'un œil critique mais en termes modérés les diverses thèses relatives à la catégorie du neutre en roumain et il envisage le problème sous plusieurs angles, avant de tirer ses conclusions. L'essentiel de ses conclusions pourrait être formulé ainsi: D'un point de vue synchronique, les substantifs neutres du roumain, appelés aussi 'ambigènes' ou 'hétérogènes', s'opposent aux catégories des substantifs masculins et des substantifs féminins à la fois sur le plan de la forme et sur le plan sémantique; sur le plan de la forme, on constate, outre les particularités morphologiques du neutre (désinence du masculin au singulier et du féminin au pluriel), des particularités syntaxiques qui se manifestent dans certaines règles d'accord; sur le plan sémantique, la classe des substantifs neutres du roumain a ceci de particulier qu'elle ne comporte que des substantifs désignant des inanimés, contrairement aux classes des substan-

[5] Cf. dazu: «La planification linguistique, envisagée comme un processus rationnel et technique constamment enrichi par les données les plus actuelles et utilisant un 'feedback' permanent, reste encore un rêve d'avenir; mais ce rêve n'est plus aussi irréalisable qu'il paraissait il y a dix ans» (p. 126).

[1] *'Neuters', Mass Nouns, and the Ablative in Romance, Language 44* (1968), 480–486.

tifs masculins et des substantifs féminins, qui comportent aussi des substantifs désignant des animés. Diachroniquement, par rapport au latin, la catégorie du neutre roumain innove, également sur les deux plans, puisque le système morphologique a subi en cours de route des pertes puis un regroupement des désinences et que la catégorie du neutre latin n'était aucunement réservée aux substantifs exprimant l'inanimé.

Une partie de l'ouvrage est consacrée à l'ensemble des parlers romans; l'auteur rappelle qu'en divers points de la Romania subsistent des vestiges du neutre latin où se retrouvent, du moins en partie, les tendances qui se sont pleinement développées en roumain; l'auteur remarque avec raison (p. 124) que l'évolution morphologique romane tendant à établir une correspondance entre la désinence et le genre grammatical devait aboutir à la perte du neutre en tant que catégorie formelle, mais que l'évolution tendant à donner au neutre un contenu sémantique spécifique (on parle çà et là d'un 'neutre de matière') devait au contraire consolider, sinon le neutre latin, du moins la catégorie formelle romane qui est investie de cette fonction sémantique.

Il ne fait pas de doute pour moi que M. Windisch a su éclairer d'un jour nouveau le problème des genres romans et celui du neutre roumain en particulier. Il est normal qu'il ait mis l'accent sur le roumain, langue-témoin par excellence des évolutions observées, et qu'il s'exprime à son sujet en termes très explicites. Il se montre par contre relativement réservé et prudent dans l'interprétation des données fournies par le reste de la Romania et dans son esquisse de la situation en roman commun, attitude justifiée, vu l'étendue et la complexité du problème des genres à cet échelon; il considère avec raison le développement morphologique visant à la correspondance du genre et de la désinence, c'est-à-dire la perte du neutre latin en tant que catégorie formelle, comme un phénomène général des parlers romans («eine allgemein romanische Erscheinung»); quant au développement sémantique qui accompagne la formation du neutre roumain («Motivierung des Genus»), caractéristique du roumain surtout, dans une moindre mesure de l'italo-roman et de l'asturien, il hésite, pour des raisons chronologiques, à l'attribuer sans plus à ce qu'il appelle «Vulgärlatein» et par quoi il paraît entendre ici le roman commun dans un sens très relatif du terme (cf. p. 124–125).

Pour m'être penché moi-même sur le genre roman, je crois que, en ce qui concerne les recherches sur l'aspect sémantique du problème, M. Windisch aurait pu trouver des arguments intéressants en explorant davantage les substantifs de la troisième déclinaison; je pense notamment à deux des points qui constituent sa conclusion (p. 202–210).

1) Aux pages 206–207, on lit: «Das rum[änische] Neutrum dient der Bezeichnung des Unbelebten, des Gegenständlichen, des 'Sächlichen'». Il ressort de mes propres recherches, entre autres, que les substantifs dissyllabiques du latin tendent à passer au féminin en roman commun ou à conserver ce genre s'ils l'ont déjà[2]. Cependant, certains substantifs de cette catégorie, à savoir *fel*, **làcte*, *mare*, *mel*, *salem* et **sàngue*, qui désignent tous des inanimés et, pour la plupart, des matières et qui ne s'utilisent guère qu'au singulier, se signalent par le fait qu'ils semblent avoir, avant de passer au féminin, adopté ou conservé, dans une phase initiale, le genre masculin[3]. Ce genre, attesté au niveau des parlers romans dans des zones archaïsantes (nord de la Péninsule ibérique, nord de la Gaule, Sardaigne, Italie méridionale et Grisons), a pu englober le neutre latin, avec lequel il venait à se confondre, au singulier, dans diverses constructions syntaxiques; nous avons des indices d'un tel processus dans les

[2] Cf. *Recherches sur le genre roman des substantifs de la troisième déclinaison*, Genève 1965.

[3] Cf. ma communication, *Une analyse spatio-temporelle du roman commun (à propos du genre)*, faite au 14e Congrès international de linguistique et philologie romanes, à Naples, en 1974.

dialectes italiens centraux et méridionaux qui distinguent encore le neutre du masculin dans l'article défini singulier et où **làcte* et *mel*[4] ainsi que *salem* et **sàngue*[5] apparaissent avec l'article du neutre; en roumain, deux de ces substantifs, **làcte* et **sàngue*, au lieu de suivre la filière en adoptant le féminin, sont devenus des neutres, tels que M. Windisch les définit. Je suis tenté de voir un lien génétique entre les faits que je viens de décrire d'une part, et, d'autre part, le neutre roumain désignant des inanimés et les 'neutres de matière' que M. Windisch signale en divers points de la Romania; le neutre désignant les inanimés ou au moins le 'neutre de matière' pourrait bien être antérieur à sa confusion formelle avec le masculin et remonter au roman commun, cette fois dans le sens absolu du terme.

2) A la page 207, on lit: «Die wenigen sachbezeichnenden lat[einischen] Maskulina, die das Rumänische in dieser Form erhalten hat, bilden eine inhaltlich ziemlich homogene Klasse, die sich auffallenderweise aus Bezeichnungen für Körperteile, Pflanzen und Bäume zusammensetzt». Plus loin (p. 207–208), M. Windisch caractérise le contenu sémantique des masculins roumains par les termes de 'animé' («[das] Belebte») et de 'produit d'une croissance organique' («organisch Gewachsenes»). De mon côté, j'ai constaté[6] une tendance du roman commun à conserver ou à adopter le genre masculin dans les noms d'animaux (**acceptòrem, canem, denticem, furonem, pavonem, piscem, soricem, vermem, verrem, vervecem, vulturem)*, dans les substantifs désignant des parties du corps *(cor, dentem, pedem, pollicem, ventrem)*, des végétaux *(cucumerem)* ou des parties de végétaux *(fustem)*. Le contenu sémantique du masculin qui se dessine ici semble bien être lié aux remarques que suggère à M. Windisch le masculin du romain; seulement, tout porte à croire que cette fonction sémantique du masculin a sa source en roman commun.

Si les résultats des recherches de M. Windisch et des miennes sont valables et complémentaires, on peut songer à dépasser les conclusions de M. Windisch et à formuler l'hypothèse que le 'neutre de matière' (éventuellement le neutre comme genre des inanimés en général) et le masculin comme genre de l'animé et des objets organiques se situent au niveau du roman commun.

Robert de Dardel

★

ANTONIO STÄUBLE, *La commedia umanistica del Quattrocento*, Firenze (Istituto nazionale di studi sul rinascimento) 1968, XII + 306 p.

Das Buch stellt einen Beitrag zu einer Literaturgeschichte dar, die erst noch geschrieben werden muß, nämlich die Einbeziehung auch der neulateinischen Literatur in die Geschichte der vulgärsprachlichen (p. 240)[1]. Dies wäre um so sinnvoller, als – im Bereich des Theaters – die Humanistenkomödie in lateinischer Sprache keine Unterschiede aufweist zur humanistisch inspirierten Komödie in Vulgärsprache. Beide Arten pflegen das antike Erbe ebenso wie sie sich zeitgenössischer Themen und Motive bedienen, mit Vorliebe solcher, die aus den damals so genannten niederen Literaturgattungen, vor allem der Novelle, stammen. Im

[4] Cités par M. WINDISCH aux pages 82–83.
[5] Cités par R. A. HALL JR., *op. cit.*, p. 481, qui y voit à vrai dire un prolongement de l'ablatif.
[6] Cf. mon ouvrage cité dans la N 2.

[1] Cf. auch J. v. STACKELBERG, *Die Misere der französischen Literaturgeschichte in Deutschland*, in: *GRM 45* (1964), 349–360, besonders 351. Die portugiesische Ergänzung zum vorliegenden Buch bietet CL.-H. FRÈCHES, *Le Théâtre néo-latin au Portugal (1550-1745)*, Paris-Lisbonne 1964.

ersten Teil seines Buches gibt Stäuble eine Beschreibung der Texte, die von Petrarca bis zur anonymen *Paedia* (wohl Wende zum 16. Jh.) reichen: textphilologische Daten, Inhaltsangaben mit ausgewählten Zitaten. Für diesen informativen, notwendigerweise recht trockenen Teil entschädigt der zweite, in dem der Verfasser die gemeinsamen Merkmale der Texte herausarbeitet, immer solide, nie prätentiös, zudem theaterpraktische und literaturgeschichtliche Aspekte abhandelt. Eine ausführliche Bibliographie zu Primär- und Sekundärliteratur sowie praktische Register beschließen das Buch, dessen Erträge hoffentlich bald auch in der Geschichte der vulgärsprachlichen Literatur gewürdigt werden.

Rainer Hess

★

Texte zum Antipetrarkismus, herausgegeben von JOHANNES HÖSLE, Tübingen (Niemeyer) 1970, XX + 55 p. *(Sammlung romanischer Übungstexte 55)*.

«Petrarkismus ist die notwendige Voraussetzung für Antipetrarkismus», schreibt der Herausgeber im Vorwort (S. XVI). Nun sind die Einleitungen zu den Bändchen der Reihe traditionell kurz gehalten, wohl in der didaktischen Absicht, der Behandlung eines Themas in Seminarveranstaltungen nicht vorzugreifen. Dennoch, weil der Textauswahl unter dem Vorzeichen des Antipetrarkismus bereits eine Vormeinung des Begriffes durch den Herausgeber vorausliegt, wäre es wünschenswert, wenn die Begriffsmerkmale des Antipetrarkismus und damit die Kriterien der Textauswahl genauer bestimmt würden. Ja, streng genommen, wäre zunächst der *Canzoniere* Petrarcas mit denjenigen Hauptmerkmalen zu charakterisieren, die zur nachahmenden Herausbildung des Petrarkismus veranlaßten, sodann wäre dieser zu charakterisieren, damit er als «notwendige Voraussetzung für Antipetrarkismus» einsichtig wird. Hösle hat den Dreischritt nur angedeutet, weswegen Mißverständnisse nicht ausbleiben werden. Zum Beispiel ist unklar, ob Antipetrarkismus nur dann vorliegt, wenn Texte eine explizite Invektive oder Parodie gegen den Petrarkismus (oder womöglich gegen Petrarca?) richten. In vielen Fällen besteht kein Zweifel (z.B. Nr. 1, 11, 18), in einigen sehr wohl. Zu Góngoras Sonett auf Córdoba (Nr. 12) werden zu Recht die «zahlreichen Anklänge an das Sonett 146 im *Canzoniere*» vermerkt (p. XII). Folgt daraus etwa eine antipetrarkistische oder gar antipetrarkische Haltung? Doch das Gegenteil, die Nachahmung Petrarcas und notfalls eine petrarkistische Stilgesinnung. Nebenbei: Der Góngora-Text wird zitiert, obwohl er mindestens so leicht zugänglich ist wie Michelangelo, der aber aus eben diesem Grunde nicht zitiert wird (p. X). Auch der gewiß leicht greifbare Ronsard-Text (Nr. 19) wird übrigens zitiert. Um bei Michelangelo zu bleiben: Ihm wird eine «einmalige Stellung im Rahmen des italienischen Petrarkismus» zugeschrieben, nämlich, und das erscheint mir unlogisch, eine «diametral entgegengesetzt(e)» (p. IX). Damit aber steht er doch nicht mehr «im Rahmen des italienischen Petrarkismus», sondern erweist sich vielleicht als Antipetrarkist. Sein Antipetrarkismus wird nun, verstehe ich richtig, direkt durch Petrarca einerseits und andererseits durch die «burlesk-realistische Tradition seiner toskanischen Heimat» gespeist (ib.). Dann wäre Michelangelo als unpetrarkistisch einzuschätzen, nicht als anti-petrarkistisch, es sei denn, dieser Begriff enthalte nicht nur die aggressive Komponente des direkten Bezugs auf petrarkistische Dichtung, eine momentane Reaktion also, sondern er umfasse zugleich einen dem Petrarkismus widerstehenden Stilwillen. Das eine braucht das andere nicht auszuschließen, doch Hösle schweigt dazu. Vielleicht hat er absichtlich Verwirrung gestiftet, um aus didaktischer Finesse und anhand

seiner dann sehr nützlichen Sammlung von Texten aus der italienischen, spanischen und französischen Literatur begriffsklärende Überlegungen der Art zu provozieren, wozu er mich genötigt hat. Das wäre der Gipfel philologischer Schelmerei.

Rainer Hess

★

Le Ridicole illusioni. Un'ignota commedia piemontese dell'età giacobina. Introduzione, testo, note e glossario a cura di GIANRENZO P. CLIVIO, Torino (Centro studi piemontesi) 1969, XXIII + 89 p.

Die «lächerlichen Illusionen» bestehen darin, daß die Vertreter der reaktionären Mächte Kirche und Adel sich der falschen Hoffnung hingeben, wieder ihre alte, uneingeschränkte Gewaltherrschaft ausüben zu können, nachdem durch das Jakobinertum der Französischen Revolution der republikanische Gedanke verbreitet worden ist. Diesen Gedanken propagiert das vorliegende Schauspiel, in drei Akten und in piemontesischer Prosa geschrieben, das Ereignisse des Jahres IX nach dem Revolutionskalender (22. September 1800 bis 21. September 1801) in Piemont zum historischen Hintergrund hat, wo auch der Ort der Handlung ist. Aber der Titel könnte ebensogut bittere Ironie ausdrücken, die Verherrlichung jakobinischer Freiheit ihrerseits Zeugnis einer lächerlichen, weil falschen Hoffnung sein, nachdem Piemont am 11. September 1803 endgültig von Frankreich annektiert worden und mit der Kaiserkrönung Napoleons I. im Jahre 1804 von der Republik nicht mehr die Rede war. Diese Deutung des Titels hat allerdings zur Folge, daß das Stück nicht zwischen 1801 und 1803 entstanden ist, wie Clivio annimmt (p. XIII), sondern wenig später. Die linguistischen Befunde würden dem nicht widersprechen (p. XII–XIII), die Turiner Erstausgabe ist nicht datiert. Auch das Anonymat des Verfassers ließe sich für den späteren Zeitpunkt rechtfertigen, leichter sogar als für die von Clivio angenommene Entstehungszeit. Verfasser ist vermutlich, die Argumente von Clivio leuchten ein, der regional bekannte Edoardo Ignazio Calvo (p. XI, XX–XXII). Wenn auch kein Meisterwerk, so hat er doch ein recht geschicktes Stück geschrieben, das freilich weniger den Literaturhistoriker als den reinen Historiker und Dialektologen interessieren wird. Clivios sorgfältige Ausgabe bietet für soche Beschäftigung mit dem Text eine gute Grundlage.

Rainer Hess

★

KARL PETER LINDER, *Studien zur Verbalsyntax der ältesten provenzalischen Urkunden und einiger anderer Texte mit einem Anhang über das konditionale* QUI, Tübingen (Fotodruck Präzis) 1970, XI + 109 p. *(Tübinger Beiträge zur Linguistik 12).*

Trois études constituent cet ouvrage; elles sont consacrées respectivement à l'emploi du subjonctif pour exprimer le futur (dans le type *Jura que sia*), aux périphrases verbales construites avec *dever*, *poder* et *voler* et aux divers types de propositions conditionnelles introduites par des dérivés de QUI. Ce sont là trois aspects de la syntaxe de l'ancien provençal qui certes ont déjà été signalés (c'est le cas du premier), voire traités (le deuxième par G. Gougenheim et le troisième par A.-J. Henrichsen), mais que M. Linder reprend pour les examiner

plus en détail. Il essaie de situer les faits observés dans l'histoire du latin ou du provençal et cite ou propose des hypothèses qui pourraient en rendre compte. Toutefois, le principal mérite de cet ouvrage réside sans doute dans le soin avec lequel le corpus a été analysé et classé du point de vue sémantique ou syntaxique.

Robert de Dardel

★

ROBERT MARTIN – EVELINE MARTIN, *Guide bibliographique de linguistique française*, Paris (Klincksieck) 1973, 186 p. *(Bibliothèque française et romane D/6)*.

Ce guide s'adresse avant tout à l'étudiant, qu'il doit aider, au cours de ses études et dans l'élaboration d'un mémoire, à s'orienter dans la masse déroutante des publications; il ne se veut donc pas exhaustif. C'est également au point de vue de l'étudiant que les auteurs se sont placés en munissant chaque titre d'une indication sur la nature de l'ouvrage (manuel, étude, ouvrage de consultation), sur son utilité et sur le degré de difficulté qu'il présente. La plupart des titres sont accompagnés d'une brève analyse. Les comptes rendus ne sont pas mentionnés. En raison notamment des particularités que je viens d'énumérer, ce guide ne fait pas double emploi avec l'*Introduction à la linguistique française* de R.-L. Wagner. L'ouvrage se divise en cinq chapitres, consacrés respectivement aux méthodes (de la linguistique générale à la linguistique française, avec un paragraphe intitulé «Linguistique et pluridisciplinarité»), à la linguistique synchronique du français moderne, à la linguistique historique du français (par époques, à partir du latin et avec inclusion d'ouvrages généraux sur le roman), aux bibliographies et aux principales revues. Un index des auteurs et un index des notions renvoient aux titres par un système de numérotation décimale. Avec raison, les auteurs ont retenu surtout les publications récentes, tout en accordant une place à quelques classiques de la linguistique et, le cas échéant, à des études qui sont déjà anciennes mais encore utiles.

Il est toujours facile de critiquer des ouvrages de cette sorte; aussi ne m'arrêterai-je qu'à quelques points qui me paraissent importants. Il existe une édition revue et corrigée, parue en 1966, de l'ouvrage coté 331 05. *La Grammaire des fautes*, de H. Frei, mentionnée aux pages 83 et 84, est classée sous la rubrique des grammaires françaises, indiquée comme un ouvrage de consultation et commentée en ces termes: «Ouvrage très important pour la connaissance de la syntaxe populaire.»; en dépit de son titre, le livre en question n'est pas simplement une grammaire du français dans le sens traditionnel du mot; c'est aussi une étude de linguistique générale, qui, de ce fait, mériterait au moins un renvoi dans le chapitre 1 («Linguistique générale et linguistique française: les méthodes»); en outre, le matériel rassemblé par Frei ne se borne nullement à la syntaxe. Enfin, je signalerai deux lacunes: M. Borodina, *Phonétique historique du français*, Léningrad 1961 (manuel susceptible d'aider l'étudiant par le fait que, contrairement à une pratique courante, les lois d'évolution y sont classées selon le processus phonétique) et Wilhelm Kesselring, *Grundlagen der französischen Sprachgeschichte*, Band I: *Die französische Sprache im 20. Jahrhundert*, Tübingen 1970 (ouvrage indispensable en raison de l'importante bibliographie qu'il contient).

Ces critiques n'enlèvent rien aux mérites de ce guide, dont le principal est de rendre attrayante, même pour un débutant, l'étude de la linguistique française.

Robert de Dardel

CESARE SEGRE, *La tradizione della «Chanson de Roland»*, Milano-Napoli (Ricciardi) 1974, 214 p.

Dans ce beau volume, l'auteur de la grande édition critique de la *Chanson de Roland* (Milan-Naples 1971) a recueilli les dix études qu'il caractérise lui-même d'«indispensabili prolegomeni all'edizione critica della *Chanson de Roland* pubblicata tre anni fa». En effet, écrits entre 1954 et 1972, publiés dans différentes revues et mélanges et par là difficiles à retrouver pour le lecteur de l'édition critique, ces commentaires forment un témoignage impressionnant des gigantesques efforts de l'éditeur pour atteindre à l'archétype probable du fameux texte, après une discussion minutieuse de toutes les rédactions françaises et étrangères. Elles constituent une admirable leçon de méthode pour les éditeurs des textes du moyen âge et jettent en même temps une nouvelle lumière sur la transmission et les transformations des chansons de geste au cours des siècles. Le livre est dédié à la mémoire de Raffaele Mattioli, dont on connaît l'enthousiasme et les mérites pour la *Chanson de Roland*.

Quatre études sont consacrées à la «tradition culturelle» de la Chanson, c'est-à-dire à la préhistoire du genre épique dans les poèmes hagiographiques, particulièrement dans le *Boeci* et la *Sancta Fides*, dont le caractère structurel et formel et ses rapports avec les «schémas narratifs» de la *Chanson de Roland* sont finement analysés, ainsi que leurs ascendances dans la poésie latine de l'époque. Partisan de la transmission écrite des textes, théorie qu'il défend avec une remarquable acuité, M. Segre illustre le passage des scriptoria bénédictins du XIe siècle aux scriptoria laïques du XIIIe siècle et met en relief l'importance de la *Vie de saint Alexis* pour l'introduction du genre dans le nord-ouest de la France. En même temps, la sécularisation des vies de saints mène à l'édification agréable et extraliturgique.

Les six études qui forment la seconde partie du livre concernent la tradition manuscrite de la *Chanson de Roland* et défendent avec une perspicacité extrême, par l'analyse des passages décisifs, la classification des manuscrits proposée par Müller et soutenue par Bédier contre l'hypothèse de la tradition orale, postulée par Menéndez Pidal. Segre souligne l'importance des branches γ et δ pour l'établissement du texte original, ainsi que l'utilité de *n* (texte nordique) et de V_4, dont l'intérêt avait souvent été méconnu. Suivent des chapitres extrêmement précieux sur les laisses en assonances des versions rimées et des assonances erronées du manuscrit d'Oxford. Ces études, de même que celle sur la première «scène du cor», nous font apparaître sous un jour nouveau le travail souvent compliqué des copistes. La bibliographie, des index et la table des passages examinés facilitent la consultation de cet ensemble d'études qui constituent un vrai manuel de l'édition critique des textes.

Reto R. Bezzola

★

KURT RINGGER, *Die Lais*. Zur Struktur der dichterischen Einbildungskraft der Marie de France, Tübingen (Niemeyer) 1973, 174 p. *(ZRPh. Beih. 137)*.

C'est là un excellent ouvrage, qui complète en les précisant (relativement à un auteur unique, mais important) ceux que nous devions à H. Genaust d'une part, à H. Baader, de l'autre. Le point de vue adopté par Ringger est, certes, différent en ce qu'il se concentre sur l'«imaginaire» poétique plutôt que sur les formes de manifestation superficielle et sur la syntaxe narrative; il implique par ailleurs une large mise au point de nature historique et philologique qui occupe à elle seule les 65 premières pages. Sans doute peut-on mesurer, à cette différence, l'amplitude d'une évolution qu'il me semble discerner dans les études littéraires,

et spécialement médiévales, depuis peu d'années: une extension du concept de forme – par delà les traditions structuralistes – à une sorte d'imagination immanente, caractéristique soit d'un auteur, soit d'une époque, de toute manière entrant dans la définition de l'«histoire». N'est-ce pas là un retour, enrichi par l'expérience structuraliste, à un mode de penser proche de l'ancienne rhétorique?

La bibliographie, très complète, fait vraiment le tour du sujet, et déborde largement les besoins propres de l'auteur: elle présente ainsi l'avantage de mettre à la disposition du lecteur un *corpus* extensif de ce qui a été écrit sur Marie et sur les problèmes que pose son œuvre, cela dans la perspective la plus large. Je relève quelques lacunes: ainsi, l'article de J. Frappier (et celui de Rychner, sur les fabliaux, d'inspiration très proche) paru dans le recueil *La littérature d'imagination*, colloque de Strasbourg 1959 (Paris 1961), ainsi que le petit livre très suggestif, rare il est vrai et d'accès matériellement difficile, de P. Lakits sur la *Châtelaine de Vergi* (mais qui fait une large part aux lais), Debrecen 1966.

L'index des noms et des titres cités constitue lui aussi un instrument utile de consultation. De même, la table des matières, suffisamment analytique pour permettre de suivre le cheminement de l'argumentation, du moins dans la partie philologique-historique, découpée en une série de paragraphes assez brefs: parfois un peu trop! J'en donnerai pour exemple la page 37 consacrée à la terminologie triple *lai*, *conte*, *aventure*, qui se réduit à une courte suite de références. Or, je ne doute pas qu'il s'agisse là d'un point relativement important, touchant à la conception qu'eut Marie de son œuvre, non moins, au-delà d'elle, qu'à un certain mode de «réception» des récits brefs dans le public des cours dans la seconde moitié du XIIe siècle. Sur ce point justement, P. Lakits fournit des renseignements et des réflexions du plus grand intérêt, dont j'ai repris l'essentiel dans mon *Essai de poétique médiévale*.

La partie philologique appelle peu de remarques. Ringger fait, sur diverses questions controversées (authenticité et attribution des ouvrages; identité de «Marie», etc.) l'état de la question. Les nombreuses références aux études préexistantes constituent un commentaire de la bibliographie. La seconde partie (Marie comme personnalité littéraire) me paraît un peu trop sommaire et prend, en certaines pages, l'aspect d'un répertoire presque dépourvu de glose. C'est ici que se manifeste le plus la supériorité (quant à l'envergure des vues) des études de Genaust ou de Baader. Ainsi la distinction – certainement justifiée en elle-même – que fait Ringger entre «lai breton» en général et «lai de Marie» en particulier est imparfaitement justifiée: d'une part, Ringger se fonde sur un examen des prologues, qui reste très en-deçà des conclusions qu'il permettrait; il inventorie, plutôt qu'il ne décrit un fonctionnement; la façon même dont Marie reprend inlassablement le même schème explicatif, avec le même vocabulaire limité, le caractère étonnamment répétitif de ces prologues ou épilogues, et, par opposition, l'ampleur et l'ambition à peine dissimulée du prologue général, me semblent poser là un problème d'histoire culturelle passionnant: n'y a-t-il pas revendication d'une autorité particulière du discours, à la fois distincte de celle du latin et de la *vanité* (pour employer le mot de Jean Bodel) d'une certaine tradition de contes? Je ne prétends pas que la réponse à une telle question soit à portée de la main. Il est néanmoins difficile de ne pas la poser. D'autre part, Ringger affirme, p. 47–48, que le «lai de Marie» se distingue du «lai breton» par sa structure: ce ne pourrait être là une preuve que si l'on avait commencé au moins de répondre à la question de la revendication d'autorité...

La troisième partie, la plus originale (Marie comme personnalité poétique), se présente en revanche comme compacte, formée de deux chapitres de respectivement 30 et 55 pages, sans division de paragraphes, ce qui çà et là alourdit la lecture. Ce sont là deux essais d'une grande richesse. Ringger tient assez largement compte de certaines conclusions partielles d'E. Köhler, touchant au substrat conceptuel de la littérature courtoise, sans pour autant le

suivre dans ses considérations socio-historiques. Il opère à l'aide de trois paramètres, qui lui servent à mesurer le fonctionnement de cette poésie: un *motif* central; un *concept* central, et un ensemble de *signes*. Le motif est l'amour, dont le discours se produit au sein d'une «intertextualité» (le mot ne figure pas chez Ringger) définie par les souvenirs ovidiens et l'idéologie courtoise, avec la casuistique à laquelle elle donne lieu. L'amour «arrive» au personnage: il est conçu par celui-ci comme aventure, notion cristallisatrice de tout cet univers, pourtant ambiguë car elle inclut les idées de hasard, d'événement et de destinée. D'où la différence entre cet amour-là et celui qu'on nomme courtois: la marque de l'aventure est d'ordre magique, comme dans *Tristan*; et si la magie ne se manifeste pas de façon matérielle, du moins l'autorité propre à l'antiquité de l'événement raconté (attestée par le «lai que contèrent les Bretons») relève-t-elle du même ordre d'inéluctabilité. Dans chaque lai, les éléments constitutifs sont rassemblés en un ou plusieurs «points chauds» (Brennpunkte), dont la localisation et la nature diffèrent plus ou moins; du moins, trouve-t-on toujours dans le texte un Signe (qui peut être un objet emblématique: à ce propos on pourrait renvoyer au petit livre de S. Bayrav paru il y a une vingtaine d'années), lequel constitue le moteur de l'affabulation, à la fois reflet thématique de l'intention formalisante, et signal.

Ringger récuse à bon droit les interprétations réductrices telle que la distinction entre lais «réalistes» et «merveilleux». Il regroupe plutôt ses textes en trois catégories, selon ce qu'il appelle, d'un terme heureux, l'«espace de l'aventure»: espace intérieur (marqué par la brièveté et la précipitation du rythme), espace extérieur (marqué par la linéarité du récit) et espace «absolu» (à la fois marqué par plus de longueur, de complexité et par une sorte de spiralité du récit).

La fermeté de la pensée dans cette dernière partie, l'étendue pratiquement exhaustive de la documentation, j'ajouterais la clarté et le caractère incisif de la langue, font de ce petit livre une contribution particulièrement bienvenue à nos études.

Paul Zumthor

★

Berta e Milon – Rolandin. Codice Marciano XIII. Introduzione, testo, note e glossario a cura di CARLA CREMONESI, Milano (Cisalpino – Goliardica) 1973, 124 p.

Carla Cremonesi ist heute die große Spezialistin der franko-italienischen Epik des späten Mittelalters. Sie hat sich vorgenommen, die Texte des Codice Marciano XIII, die – mit Ausnahme des *Macaire* – nur in Zeitschriften vor fast hundert Jahren erschienen sind, neu herauszugeben. Ihrer Ausgabe von *Berta da li pè grandi* (Milano 1966) folgen diejenige von *Berta e Milon* (f° 52 r–a bis 54 r–b) und dessen Fortsetzung und Schluß *Rolandin* (f° 62 r–a bis 64 v–b), die im Codice Marciano durch den ersten Teil des *Ogier* voneinander getrennt werden, dessen zweiter Teil auf den *Rolandin* folgt. Im Prinzip hält sich der Text an eine genaue Wiedergabe der Handschrift. Nur ganz offensichtliche Schreibfehler werden verbessert. Diese Korrekturen werden ebenso wie die Abweichungen von der Ausgabe Mussafias (*R 14* [1885], 177–206) im Variantenapparat verzeichnet. Ein vollständiges Glossar und eine Bibliographie beschließen die Ausgabe. Von den zahlreichen Illustrationen des Codice Marciano ist die hübsche Szene Klein-Rolands am Gastmahle Karls des Großen wiedergegeben.

In einer längeren Einleitung legt Carla Cremonesi ihren Standpunkt zur Datierung des Textes dar. Sie glaubt ihn weiterhin auf frühestens 1300–1325 festlegen zu können, auf welche

Zeit schon Rajna und Mussafia die Abschrift des Codice Marciano ansetzten. Sie stützt sich dabei auf den Vers «Se avemo eu çoie, or ne revene in plant», den sie vom berühmten Vers der Odysseusepisode Dantes «Noi ci allegrammo, e tosto tornò in pianto» (*Inferno* XXVI, 136) inspiriert glaubt, was sehr überzeugend klingt, wenn auch eine umgekehrte Beeinflussung nicht auszuschließen ist. Dagegen scheint uns die Rückführung des Verses «Molto è guarì qe in Deo se fie» auf den Ausspruch Manfreds «Ma la bontà divina ha si gran braccia» (*Purgatorio* III, 122) unwahrscheinlich. Der Vers aus *Berta e Milon* ist ein überall vorkommendes, religiös fundiertes Sprichwort. Das Bild der «gran braccia» der göttlichen Güte, das Dante verwendet, fehlt. Auch die Auffassung Rolands und Karls als Märtyrer bestand lange bevor Dante die beiden Helden in den fünften Himmel, den Himmel der Streiter Gottes, versetzte.

Sehr ausführlich besprochen wird die von Rita Lejeune lancierte These[1], daß die Skulpturen am Dom von Fidenza zum Teil von der Sage über Berta und Milon sowie derjenigen über Klein-Roland und von ihr entsprechenden allegorischen Szenen inspiriert sind. Nun stammen die betreffenden Figuren vom berühmten Benedetto Antelami (nach 1175) oder spätestens von einem Schüler Antelamis (Anfang 13. Jh.). In irgendeiner dem franko-italienischen Gedicht nahestehenden Form muß die Geschichte von Berta und Milon und von Klein-Roland schon ein Jahrhundert vor dem Codice Marciano bekannt gewesen sein. Sie ist wahrscheinlich in Oberitalien entstanden, vor allem die Geschichte Klein-Rolands, die auch Uhland inspirierte. Dagegen dürfte der erste Teil, das Liebesverhältnis von Berta und Milon, ihre Flucht nach der Provence, dann nach Italien längs der *Via francigena* bis nach Sutri und die Geburt Rolands, als Reaktion auf dessen Abstammung aus der blutschänderischen Verbindung Karls zu seiner Schwester Berta[2] schon in Frankreich aufgekommen sein. In der vom Codice Marciano überlieferten Fassung hat allerdings sowohl der erste wie der zweite Teil kein französisches Vorbild, das uns überliefert wäre.

Reto R. Bezzola

★

Le Mystère de la Passion Nostre Seigneur du ms. 1131 de la bibl. Sainte-Geneviève, éd. avec une introduction et des notes par GRAHAM A. RUNNALLS, Paris-Genève (Droz-Minard) 1974, 307 p. *(Textes littéraires français 206)*.

M.G.A. Runnalls nous donne la seconde édition de ce mystère publié une première fois par Jubinal en 1837. Un seul manuscrit le contient en entier; le fragment de Troyes (243 v.) dont le texte est donné en appendice, avait été découvert et publié par Pietresson de Saint-Aubin dans la *BECh.* en 1924. Une longue introduction (p. 9–89) situe l'œuvre par rapport aux autres Mystères de la Passion et décrit les manuscrits (p. 9–17). M. G. A. Runnalls rappelle ensuite la discussion sur les rapports entre le manuscrit et les Confréries (en particulier celle de la Passion). Il conclut que la question n'est pas résolue mais écarte «l'hypothèse d'une relation étroite entre ce manuscrit et la Confrérie de la Passion» et doute de ce qu'il s'agisse du recueil de la Confrérie Sainte-Geneviève car rien ne prouve que cette

[1] RITA LEJEUNE – JACQUES STIENNON, *La légende de Roland dans l'art du Moyen Age*, Bruxelles 1966, vol. I, p. 153–159.

[2] Cf. B. DE GAIFFIER, *La légende de Charlemagne. Le péché de l'empereur et son pardon*, in: *Recueil de travaux offerts à M. Clovis Brunel*, Paris 1955, vol. I, p. 490–503.

Confrérie se soit intéressée au théâtre. Il en vient ensuite à l'étude de la langue de l'œuvre; selon lui le manuscrit (*ca* 1440) est bien postérieur à l'œuvre. Il essaie de dater plus précisément l'œuvre à l'aide d'une méthode de comptage qui est intéressante mais n'emporte pas une adhésion totale. Dans le cas précis ce qui nous gêne en outre c'est que les quatre critères (C.R. au lieu de C.S.; 1ère pers. du prés. de l'indicatif analogique; adj. féminins épicènes pourvus de *-e*; réduction du hiatus) soient suivis de pourcentage sans qu'on sache l'importance relative de chacun et que soit faite une moyenne de pourcentages quand ils s'échelonnent de 52% à 100% (mais sur combien d'exemples!). Toujours est-il que l'éditeur admet une date de 1350 qui paraît vraisemblable. L'étude de la langue est attentive et conclut à une *koïné* à base de francien. Notons cependant p. 28, I le subj. en *-ege* n'appartient pas nécessairement à la langue du poète; p. 28, II il ne s'agit pas de faits dialectaux et les formes indiquées sont normales au 14e et même au 15e s. (sauf *jugessons* qui paraît due au scribe); p. 28, III rien ne prouve que le fait évoqué soit à imputer au poète; p. 29, II les graphies *-iau* pour *-eau* sont loin d'être exclusivement picardes; p. 29, III la rime *lies/parties* est à attribuer au poète mais ce type de rime appartient à la *koïné* littéraire; p. 30, II tous les cas cités ne sont pas à attribuer au poète: seul peut l'être avec certitude la rime *trahiste/dictes*. L'étude de la versification (p. 35–38) est soigneuse: notons que ce qui est dit à juste titre sur la liberté dans la réduction du hiatus (p. 36–37) permet de douter de la théorie et de la valeur réelle des chiffres avancés p. 26. L'étude des sources (p. 41–75) est bien menée et identifie un «noyau fourni par les évangiles canoniques et l'*Evangile de Nicodème*». L'enquête sur l'influence de l'œuvre (p. 76–82) aboutit à des résultats négatifs. Enfin la mise en scène (p. 82–84) est sans originalité et convient bien à cette œuvre sobre et bien construite à laquelle l'auteur a su donner une grande unité dans le ton.

Le texte est généralement correctement établi et remplace avantageusement l'ancienne édition de Jubinal. En particulier l'éditeur a eu le mérite de distinguer trois personnages différents Malquin, Marquin et Malaquin qui avaient été confondus par Jubinal. Dans le texte, nous regretterons d'abord que l'élision ne soit pas indiquée par l'éditeur (un simple signe typographique eût évité les très nombreux vers de 9 pieds cf. 285, 405, 1942, 2567, 2625, 2628, etc...) et que les trémas ne soient toujours pas mis dans les cas où ils sont nécessaires (1. *agüe* [97], *vēez* [214] mais *ve(e)z* [228], *sēens* [323], etc...). Au fil du texte nous noterons: v. 188 1. *l'en prīer*; pas de point au v. 218; v. 240 on attend *vous* au lieu de *nous*; v. 234 1. *deniers* cf. v. 255; v. 239 placer un point au lieu du point-virgule; v. 240 placer deux points au lieu d'un seul; v. 241 on attendrait *vostre* au lieu de *nostre*; v. 251 point au lieu de virgule; v. 252 1. vraisemblablement *Li* .. au lieu de *Et* ..; v. 302 virgule au lieu de point-virgule; v. 304 point-virgule au lieu de virgule; v. 306 point au lieu du point-virgule; v. 709 1. *asegrisé* (en conséquence supprimer la note p. 281); v. 1123 1. *mīen* ou plutôt *esperis*; v. 1124, 1. naturellement *les peris* (= les morts) au lieu de *l'esperis*; v. 1143 supprimer le point; v. 1144 1. point-virgule au lieu de virgule; v. 1148 supprimer le point-virgule; v. 1257 1. *mont* (= *mout*) *é* (= *ai*) et supprimer la virgule; le v. 1259 est corrompu, on pourrait lire *Me vecy sens moi detenir!*; v. 1338 supprimer le point d'exclamation v. 1455 1. plutôt *je* de même au v. 1469; v. 1541 *diroie* du ms. peut être conservé; v. 3037 1. plutôt *avez* pour *avec*; v. 3039 1. plutôt *et* pour .i.; v. 4363 1. plutôt *ne* pour *de*; notons enfin que les indications scéniques p. 176 et p. 192 (en haut) ne sont pas écrites dans un français correct. Les notes (pp. 279–290) établissent les rapprochements scripturaires nécessaires.

Le glossaire (p. 291–303) est la partie la plus faible de l'édition; il manque quelques mots plus difficiles ou plus intéressants que *duy*, *engez*, *vie*, etc...: *amis* (d'*amit* cf. fr. mod. *amict*) v. 84; *brouillier* 'barbouiller' (2462) sens dont le *FEW 15/1*, 294 b n'a pas d'ex.

antérieur au 15e s.; *estranger* (2586) 'écarter'; *lourdes* (3892) c. s. masc. de *lort* 'lourd'; *quit* (1726) ind. prés. 1 de *quitter*; *tempester* (2571) 'épuiser'; *tritez* (1358) = *triste* etc. Surtout il y a de trop nombreuses bévues. *Acin*, mettre au moins un point d'interrogation; *aise* 1. 'satisfait' au lieu d''à l'aise, conforté'; *amender* 1. 'aider' plutôt que 'récompenser', *apeller* est à supprimer: il faut lire *a pellez* (= *perles*); *ataïner* supprimer 'irriter'; *bourde* 'sorte d'étoffe' est à supprimer, c'est le même que celui qui signifie 'mensonge' et ici 'jactance'; *bourder* 1. pronom.; *conventer* 1. 'garantir' au lieu de 'promettre'; *davent* me paraît être le part. présent de *devoir*, employé avec une valeur passive, à ajouter à la liste des participes cités par Tobler, *Vermischte Beiträge 1*, p. 32ss.; *desconbrer* 1. 'désencombrer'; *desmentir* 'devenir inutilisable, être détruit' au lieu de 'tomber'; *despiser* 1. *despire*; *desploier* non 'contrôler' plutôt 'expliquer'; *desputer* 1. 3149; *dessirer*, *dessire* (1882) est incompréhensible; *destraper* 'en finir avec'; *devex* (1675) est une correction peu satisfaisante à la rime; *dulté* glosé 'sujet de deuil?' n'a rien à voir avec *dueil*, c'est une forme de *durté* 'peine'; *en* (2513) n'est qu'une variante d'*an* 'année'; *enbahir* n'est pas au v. 1883; *encombrer* ne signifie pas 'entacher, souiller' mais 'embarrasser'; *encontre (à l')* à gloser 'à la rencontre'; *estagier* est une variante d'*ostagier*; 1. *estuier* pour *etsuier*; *grisé* est à supprimer et doit être lu *asegrisé* du verbe *asse(g)risier* 'endormir'; *hair* n'est qu'une variante de *air*; *joier* signifie 'jouer' non 'jouir' cf. v. 1871; *juïse* signifie 'jugement' non 'juifs'; *larder* non 'railler' mais 'griller comme du lard' v. 830 (cf. *Roman de la Rose*, éd. F. Lecoy, glossaire) et 'transpercer' v. 2442; *monthe* ne signifie pas 'voix' et la note du v. 2300 ne vaut rien: il s'agit de *mosche*, pour l'expression *mosche mue* cf. J. Monfrin, *R. 76*, 94; *nice* 1. 1388 au lieu de 1398; *obculté* est une variante d'*obscurté* (qui ne signifie pas 'méchanceté'); *oïr*, *os* sans référence; *parer* non pas 'expier' mais à rattacher à *paroir*; *poindre* non 'inciter, inspirer' mais 'piquer' d'où 'advenir'; *poissïon* est glosé par 'peste' sur lequel s'appuie une note au v. 2384 alors qu'il s'agit d'une extension du sens 'boisson' qu'a *poison/pocion*; *pourpres* non 'fourrures' mais 'étoffes de pourpre'; *preconniers* glosé 'celui qui proclame' sens attribué au mot d'après ce passage par Gdf. et enregistré comme hapax par *FEW 9*, 283 b me paraît une faute pour *parçonniers*; *puïr* dans la locution *je ly feray mes jeus p.* signifie 'je lui ferai sentir les tourments que je veux'; *rasonager* glosé 'guérir de la folie' est à supprimer: il faut lire *rasouage* (de *rassoägier* 'calmer, apaiser'); *rechiner* non 'rechigner' mais 'injurier'; *renter* n'a rien à voir avec *rentrer* mais signifie ici 'établir'; *revenchier* non 'venger' mais 'défendre' et ajouter v. 677, 1439; *rot* la référence est erronée; *suter* le sens mérite au moins un point d'interrogation (cf. T-L, s. *çuter*); *voloir* ajouter *vous* ind. prés. 1 (v. 2317); *vugle* enfin est à rayer: faute de lecture pour *bugle* 'buffle'.

Gilles Roques

★

G. MÜLLER, *Untersuchung des poetischen Stils Théophiles de Viau.* München (Hueber) 1968, 84 p. *(Münchner Universitätsschriften, Reihe der Philosophischen Fakultät 3).*

Einleitend analysiert Müller die Tragödie *Les Amours tragiques de Pyrame et Thisbé* (entstanden wohl 1620–1621, gedruckt 1623) und stellt zu Recht die «Obsession des Todes als zentrales Thema des Stückes» heraus (p. 11). Dazu die Anmerkung: Wird «Obsession» im Sinne der Psychokritik verstanden? Die Analyse dient dem Verfasser als Grundlage zur Diskussion des Stilbegriffs, die er umsichtig führt (p. 13ss.). Er versteht ihn umfassend als

die Vereinigung der *elocutio* mit der *inventio* und der *dispositio*. So gerüstet, macht sich Müller an seine Hauptaufgabe, die Untersuchung von Werkstil (welcher Unterschied besteht zwischen «Aufbau und Struktur eines zusammenhängenden Gedichts»?, p. 16), Personalstil und schließlich die literarhistorische Situierung Viaus im Vergleich mit der italienischen und spanischen Literatur, die klären soll, inwieweit Viau dem literarischen Barock oder Manierismus zugerechnet werden kann. Den detaillierten Stoff-, Motiv- und Sprachanalysen ist insgesamt zuzustimmen, gerne auch der Kritik an der erlebnishaften Deutung der Ode *Un corbeau devant moy croasse*, besonders der häufig zitierten zweiten Strophe *Ce ruisseau...*, durch E. R. Curtius und L. Spitzer, der «getrost» (Spitzer) eine weinselige Stimmung des Dichters annimmt (p. 38). Aber Müller seinerseits geht mir zu weit, denn er psychologisiert, wenn er von der «völligen Kongruenz der Großstruktur mit der Kleinstruktur des poetischen Stils» ebenso kühn wie beweislos auf die «Übereinstimmung von Lebensstil und Dichtungsstil» schließt: «jede Veränderung der existentiellen Situation des Autors spiegelt sich in allen Bereichen der Dichtung (...)» (p. 65–66). Über das Verhältnis von Dichtung und Wirklichkeit ließe sich lange diskutieren, hierzu nur die Frage: Ist jede «existentielle Situation» im Leben Viaus dokumentarisch überliefert, so daß man von ihrer «Spiegelung» in seiner Dichtung sprechen kann? Müller sollte sich auf die stilistischen Eigenarten Viaus im Kontext des barocken Epochenstils besinnen, den er im letzten Teil seiner Arbeit untersucht mit dem Ergebnis, daß Viau mit italienischen und spanischen Barockautoren nur bedingt zu vergleichen ist, als nachahmender Franzose eher einen «gedämpften» Barockstil pflegt (p. 79), innerhalb der französischen Barockliteratur jedoch eine Spitzenstellung einnimmt. Dem ist nichts hinzuzufügen.

Rainer Hess

★

Texte und Dokumente zur französischen Sprachgeschichte, 17. Jahrhundert, zusammengestellt von LOTHAR WOLF, Tübingen (Niemeyer) 1972, X + 98 p. *(Sammlung romanischer Übungstexte 57)*.

Suivant l'excellent principe de cette collection bien connue, L. Wolf a réuni ici un choix, aussi judicieux qu'original, de textes relatifs aux divers aspects de l'histoire de la langue au XVIIe siècle, et ce petit volume rendra grand service lors des travaux pratiques de séminaires philologiques, voire littéraires. Dix sections regroupent les extraits ou les textes complets autour de centres d'intérêt: arrière-plan culturel et idéologique; fondation de l'Académie française; idéal classique du langage (usage et raison); essais de codification (remarques et observations en tant que genre littéraire); positions critiques par rapport au purisme; situation de la préciosité; la lexicographie; l'étymologie d'un Ménage; exemples grammaticaux; place de la langue nationale dans les provinces récemment annexées.

Les textes sont reproduits d'après les éditions originales ou d'après les éditions critiques faisant autorité, et soigneusement réimprimés. Un seul regret: le texte de Chapelain, *Projet du Dictionnaire de l'Académie*, est reproduit d'après la paraphrase qu'en donnent Pellisson et d'Olivet, alors qu'il eût été facile de reprendre le texte original publié par Hunter (*Opuscules critiques* de Chapelain, Genève 1936). Pour le reste, on peut parfois déplorer l'absence de toute note, comme l'exige l'esprit de la collection; et, sans entrer dans le commentaire du choix lui-même, relever l'absence de Morvan de Bellegarde, Callières, Rapin, ou Villiers,

mais aussi la mention de textes peu connus et pleins d'intérêt d'Arnaud et Lancelot, Lamy, Thoynard, Pomey, à côté des «monuments» indispensables dans un tel aperçu anthologique.

Après le fascicule consacré au XVIe siècle (n° 52), ce nouveau recueil sera d'une utilité certaine et fera souhaiter la publication prochaine d'un autre ensemble consacré au très riche corpus dixhuitiémiste.

Yves Giraud

★

GERHARD BOYSEN, *Précis de syntaxe française du XVIIe siècle*, Odense (Odense University Press) 1973, 50 p.

Dieses kleine Bändchen will nicht etwa die «klassische» Syntax des 17. Jahrhunderts von A. Haase ersetzen – dies wäre bei dem beschränkten Raum schlechterdings unmöglich. Vielmehr geht es dem Verfasser darum, für Studenten leicht überblickbar die wichtigsten Unterschiede zwischen der Syntax des 17. und derjenigen des 20. Jahrhunderts herauszuarbeiten: er wertet das Werk von Haase und die *Remarques* von Vaugelas unter einem kontrastiven Gesichtspunkt und mit pädagogischer Zielsetzung aus. Überdies soll die seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zu den behandelten Punkten erschienene Sekundärliteratur eingearbeitet und dadurch der Anschluß an den gegenwärtigen Informationsstand gefunden werden. Das der Sekundärliteratur entnommene Material wird ergänzt durch eine Reihe von neuen Belegen, die der Verfasser im Rahmen eigener Lektüre selbst gesammelt hat.

Gleichgültig, ob es um die Darstellung des Gebrauchs von Artikel und Pronomina, Modus und Tempus, Adverbien, Konjunktionen und Präpositionen geht, der Verfasser weicht sowohl hinsichtlich der Klassifikation der Fakten als auch was ihre Benennung angeht nirgends von der traditionellen Grammatik ab. *Des* gilt immer noch als Teilungsartikel, obwohl Figge (*Poetica 4* [1971]) nachgewiesen hat, daß diese Form als Plural des unbestimmten Artikels angesehen werden muß (p. 7); Demonstrativum, Possessivum und Indefinita, die vor einem Subst. stehen, werden als Pronomina bezeichnet, obwohl sie mit dem Artikel kommutieren (p. 16ss.); der Subj. II wird immer noch als «Imperfekt» geführt, obwohl ihm eine temporale Funktion abgeht und auch eine Aspektopposition wie im Indikativbereich fehlt (p. 26); usw. In dieser Hinsicht würde man sich ebenfalls eine Anpassung an den gegenwärtigen Forschungsstand wünschen. Im übrigen beschränkt sich Boysen auf eine Präsentation der Fakten und verzichtet auf eine Interpretation der festgestellten Erscheinungen; auch die Faktenpräsentation ist insofern vollkommen traditionell, als bis auf eine einzige Ausnahme (p. 12) Frequenzerhebungen fehlen.

An eine Detailkritik erheischenden Punkten haben wir notiert:

– p. 10 «omission du pronom [sujet]»: es müßte präzisiert werden, daß das Subjektpronomen in zwei ganz bestimmten Fällen fehlen kann, nämlich a) wenn aus der Situation und/oder dem Kontext eindeutig hervorgeht, um welche Person es sich handelt, und b) wenn die Verbform allein die Person eindeutig markiert.

– p. 13: Zur Wiederholung bzw. Nichtwiederholung des nichtprädikativen Subjektpronomens nach einem prädikativen wären die Ausführungen von Ch. Muller, *Une expérience de statistique métalinguistique*, *TLL 10/1* (1972), 55–69 zu berücksichtigen.

– p. 19: die Ausführungen zu *ce*, *il*, *cela* als neutralem Subjekt sind (hinsichtlich des modernen Sprachzustandes) vollkommen ungenügend und unvollständig. Es müßte gezeigt werden, daß die Wahl zwischen *ce* und *il* bei adjektivischem Prädikatsnomen ein textlinguistisches

Problem ist (Anaphora /v/ Kataphora) und daß *il/cela* distributionelle, vom unipersonalen, intransitiven oder transitiven Charakter des Verbs abhängige Varianten sind.
– p. 24: Vor dem Hintergrund von Lennart Carlsson, *Le type «C'est le meilleur livre qu'il ait jamais écrit ...»*, Uppsala 1969 und ohne eigene statistische Erhebungen ist es nicht statthaft, einfach zu behaupten, der Indikativ im von einem Superlativ abhängigen Relativsatz sei im 17. Jahrhundert viel häufiger gewesen. Carlsson weist nach, daß der Ind. im Modernfrz. immerhin in 37% aller Fälle steht!

Trotz dieser Vorbehalte ist die Arbeit von Boysen durchaus brauchbar und sehr nützlich. Zu bedauern ist nur, daß sie vom Typographischen her so unbefriedigend ausgefallen ist. Auch bei einem Schreibmaschinensatz sollte man erwarten dürfen, daß Tippfehler sauber korrigiert und nicht einfach überschlagen werden!

Peter Wunderli

★

JEAN-MARIE D'HEUR, *Troubadours d'oc et troubadours galiciens-portugais. Recherches sur quelques échanges dans la littérature de l'Europe au moyen âge*, Paris (Fundação Gulbenkian) 1973, 374 p.

Nous voudrions attirer l'attention des médiévistes sur cette importante publication présentée par la *Fundação Calouste Gulbenkian, Centro Cultural Português* avec le concours de la *Fondation Universitaire de Belgique* dans un splendide volume, digne de la célèbre fondation et qui fait honneur à l'auteur, M. J.-M. D'Heur, déjà connu par plusieurs articles concernant les rapports entre les différentes littératures du moyen âge. Il ne s'agit pas, comme la présentation luxueuse pourrait le faire croire, d'un travail de vulgarisation, mais d'une étude philologique et littéraire strictement scientifique. Le directeur du Centre Culturel Portugais, M. José V. Pina Martins, l'a déjà relevé dans son introduction à ce premier volume de la série *Cultura Medieval e Moderna* du Centre et il se demande même si l'auteur n'est pas allé trop loin dans «sa grande sobriété, au point de se limiter strictement à l'essentiel». Pour sa part, M. J. V. Pina Martins préfère ce «discours dépouillé, écartant toute virtuosité dialectique ou verbale», et nous ne saurions que nous associer à son opinion. On pourrait plutôt trouver que l'auteur exagère dans la présentation des pièces qui appuient son argumentation. On ne saurait en effet aller plus loin dans l'analyse des quelques textes en question, dont chaque vers fait l'objet d'un examen minutieux, où l'on passe en revue toutes les opinions exprimées par la critique depuis des siècles. Cela confère naturellement à l'exposé de M. D'Heur un caractère qu'on ne peut s'empêcher de croire définitif.

L'étude comprend une introduction qui présente et discute longuement l'état des recherches historiques, thématiques et métriques, en trois parties consacrées respectivement à l'utilisation de l'occitan dans les compositions des troubadours galiciens-portugais, à l'utilisation du galicien-portugais dans les compositions des troubadours occitans et aux cours de Léon et Castille, centres de gravité des lyriques occitane et galicienne-portugaise. Elles sont suivies de brèves conclusions, d'une bibliographie et d'un index. La première partie offre une analyse critique minutieuse d'une pièce de Garcia Meendiz d'Eixo, du refrain occitan d'une chanson d'amour de Fernan Garcia Escaravunha, de la fameuse tenson bilingue d'Arnaud (Catalan?) et d'Alphonse X, enfin de l'emploi de l'occitan dans une chanson d'amour d'Ayras Nunes. La deuxième partie se concentre sur le célèbre descort pluri-

lingue de Raimbaut de Vaqueiras, sur la citation d'un Castillan inconnu dans la nouvelle de Raymond Vidal de Bezaudun, sur la tenson entre João Soares Coelho et Picandon, jongleur de Sordel, sur les vers galiciens-portugais du troubadour gênois Bonifacio Calvo et sur la cobla plurilingue de Cerveri de Girone. La troisième partie examine les possibilités de rencontre et d'interpénétration des lyriques galicienne et occitane dans les différentes cours, pour conclure que la rencontre a dû avoir lieu à la cour de Castille-Léon, tandis qu'un séjour de troubadours occitans au Portugal semble quasiment exclu. Les conclusions sur l'importance du galicien-portugais dans la poésie des troubadours, sur les différences psychologiques de l'utilisation de plusieurs langues dans une même pièce, mais surtout sur l'endroit propice à l'interpénétration des différentes langues de la poésie lyrique courtoise, sont absolument convaincantes. La question primordiale de l'adoption du galicien par les poètes castillans-léonais pendant plus d'un siècle reste cependant, au dire même de l'auteur, toujours sans réponse, tout en permettant des suppositions.

Reto R. Bezzola

★

Poema de mio Cid. Edited with Introduction and Notes by COLIN SMITH, Oxford (Clarendon Press) 1972, XCVIII + 184 p.

Es liegt nahe, diese neue Ausgabe des *Poema de mio Cid* mit derjenigen zu vergleichen, welche R. Menéndez Pidal für die *Clásicos Castellanos* besorgt hat. Dabei springt die Überlegenheit der Ausgabe von Colin Smith sogleich in die Augen. Sie ist im Grunde genommen selbstverständlich. Die Ausgabe der *Clásicos Castellanos* erschien zuerst 1913. Damals war durch die große kritische Ausgabe von Menéndez Pidal (1911) eine entscheidende Etappe in der Cid-Forschung erreicht. Seither ist der Gang dieser Forschung jedoch weitergegangen, was in der Ausgabe der *Clásicos Castellanos* durch alle Auflagen hindurch nur geringen Niederschlag gefunden hat, obwohl Menéndez Pidal selbst wesentlich an diesem Fortgang beteiligt war. Colin Smith stellt diese Forschung in einer sehr nützlichen *Select Bibliography*[1] zusammen und trägt ihren Ergebnissen Rechnung. Damit löst sich sein Buch auch in durchaus richtiger Weise aus dem Bann der überragenden, aber doch auch zeit- und persongebundenen Leistung von Menéndez Pidal.

Die Einleitung gibt auf rund hundert Seiten in ansprechender und kompetenter Weise Auskunft zu folgenden, durch die Titelüberschriften markierten Problemkreisen: *The Spirit of Epic – Epic and History – The Genesis of the Poem, its Author and Date – Form and Metre – Language, Style, and Narrative Techniques – Themes and Structure – The Characters and their Presentation – The Cid in Medieval and Renaissance Literature – A History of PMC Criticism – The Present Text.*

Es kann hier nicht darum gehen, die dargelegten Auffassungen zu diskutieren. Nur in einem Punkt drängt sich eine Bemerkung auf, in der Autorfrage. Colin Smith vertritt die Meinung, das Epos – in der überlieferten Form – sei das Werk eines gebildeten Juristen, der

[1] P. 177–184, gegliedert nach I. TEXT (1. *Editions of the Poem*, 2. *Translations*, 3. *Textual Studies*), II. CRITICISM (1. *General Studies*, 2. *The Cid of History*, 3. *The Genesis of the Poem, its Author and Date*, 4. *Form and Metre*, 5. *Language, Style, and Narrative Techniques*), III. OTHER ASPECTS.

das *Poema* zu Beginn des 13. Jahrhunderts in Burgos verfaßte[2]. Er habe wohl die Tradition der mündlich überlieferten älteren Epik gekannt, habe sein Werk jedoch vorwiegend auf Grund von recht eigentlich wissenschaftlichen Recherchen geschrieben, indem er in Burgos und wahrscheinlich in San Pedro de Cardeña Urkunden aus der Zeit des Cid einsah und vielleicht in das von Menéndez Pidal so benannte *archivio cidiano* Einblick hatte. Daß er die Gegend von San Esteban – Medinaceli besonders gut kannte, könne sich daraus erklären, daß er dort geboren wurde. Geschrieben habe er das Werk aber mit allergrößter Wahrscheinlichkeit in Burgos.

Auch ich würde bei einer Darstellung der Autorfrage nicht auf der Stufe der zuletzt von Menéndez Pidal vertretenen Auffassung der zwei Dichter des Cid-Epos stehen bleiben. Aber der Meinung von Colin Smith kann ich mich gar nicht anschließen. Freilich ist unbestritten, daß im *Poema* präzise juristische Kenntnisse zutage treten. Deshalb als Autor einen Juristen anzunehmen ("a lawyer of some kind", p. XXXVI), ist aber nicht zwingend. Dazu kommt, daß sich mit der Annahme von Archivstudien durch den Autor wohl die historisch als richtig verbürgten Einzelheiten in bezug auf einen Teil der Personen des Epos erklären lassen, nicht aber die ebenso zahlreichen Abweichungen von der historischen Wirklichkeit, das bunte Gemisch von historischen und unhistorischen Elementen, welches das *Poema* gerade kennzeichnet. Und wie sollte einem wissenschaftlich orientierten Autor, der in den Archiven von Burgos und San Pedro de Cardeña Nachforschungen anstellte, der Fehler unterlaufen sein, daß er dem berühmten Abt von San Pedro de Cardeña (Sisebuto) den unhistorischen Namen Sancho gab[3]? Auch die Bindung des *Poema* an den Raum von San Esteban wird mit der völlig hypothetischen Annahme, der Autor sei in der Gegend von San Esteban – Medinaceli geboren worden und später nach Burgos gekommen, kaum befriedigend erklärt.

Ebenso wertvoll wie die *Introduction* ist die Textausgabe. Auch hier löst sich Smith in sehr richtiger und fruchtbarer Weise von Menéndez Pidal, dessen kritische Ausgabe er selbstverständlich stets vor sich hat. Er gibt einen weniger stark interpretierten Text und sucht den Leser möglichst nahe an die Handschrift heranzuführen. Wo es dazu Hilfe braucht, wird diese in den Fußnoten, welche sich ausschließlich mit Fragen der Textgestaltung befassen, gegeben.

Ein einziges Beispiel möge zeigen, daß die Ehrfurcht vor dem überlieferten Text vielfach besser ist als der Wille zum korrigierenden Eingriff. Colin Smith gibt die Verse 396–402 folgendermaßen wieder:

Ixiendos va de tierra el Campeador leal;
de siniestro Sant Estevan – una buena çipdad –
de diestro Alilon las torres que moros las han,
passo por Alcobiella que de Castiella fin es ya,
400 la Calçada de Quinea iva la traspassar,
sobre Navas de Palos el Duero va pasar,
a la Figeruela mio Çid iva posar.

[2] Das Datum des Explizit der Handschrift wird, entgegen MENÉNDEZ PIDAL, als 1207 gedeutet, meiner Meinung nach durchaus zu Recht.

[3] Die Erklärung dieses Versehens durch COLIN SMITH vermag nicht zu überzeugen: "...it is... likely that the author of the *PMC* misread one of the abundant diplomas confirmed by the Abbot as *Sesebutus Abas Sancti Petri Karadignae*, wrongly analysing the second and third words to produce *Abas Santius* (especially if *Sancti* were in an abbreviated form)" (p. 168).

Menéndez Pidal hatte den Vers 398 herausgenommen, *Alilon* in *Atiença* korrigiert und den Vers nach 415 eingeschoben. Smith weist in einer Fußnote auf die hier vorliegende Problematik hin: «*Alilon*: this word is not clear in the MS. B, V, and L read *Ahilon*, and presumably take the reference to be to one of the places now called *Ayllón* well to the SW. of San Esteban. MP boldly removes the whole line to after 415 and there reads *Atiença las torres*; but the line must stay where it is, in view of the pair *de siniestro... de diestro*.» Es ist zu begrüßen, daß Colin Smith in solchen Fällen sich nicht von Menéndez Pidal beeinflussen läßt. Die Lesung der Handschrift ist sicher richtig[4].

Nach dem Text folgen Anmerkungen (*Notes*, p. 113–139), welche Hilfen für das Verständnis von schwierigeren Stellen bieten[5]. Auch das *Glossary* (p. 140–158) ist eine Lesehilfe. Es enthält "archaic and unusual words and senses", unter Ausschluß der bereits in den *Notes* besprochenen Wörter und Konstruktionen. Zwei sehr wertvolle Appendizes (I: *The Personages in the Poem and their Historical Counterparts*, p. 159–171[6], II: *The Poem and the Chronicles*, p. 172–176) runden mit der bereits erwähnten Bibliographie zusammen das Buch ab, das jedem mit dem Altspanischen ein wenig vertrauten Liebhaber, aber auch jedem Cid-Forscher aufs wärmste zur Lektüre empfohlen sei.

G. H.

★

SAMUEL G. ARMISTEAD and JOSEPH H. SILVERMAN, *The Judeo-Spanish Ballad Chapbooks of Yacob Abraham Yoná*, Berkeley *(University of California Press)* 1971.

Als ersten Band einer geplanten Sammlung «Folk Literature of the Sephardic Jews» haben die beiden nordamerikanischen Forscher eine reichbefrachtete Ausgabe der Volksbücher von Yacob Abraham Yoná bzw. der in ihnen enthaltenen Romanzen veröffentlicht. Yoná (1847–1922) lebte in Saloniki und bestritt seine bescheidene Existenz durch Herstellung und Verkauf volkstümlicher Lesehefte, in denen er u.a. traditionelle Romanzen überlieferte. Insgesamt enthält die vorliegende Edition 27 Romanzen, welche sich in acht von Yoná publizierten Broschüren befinden, darunter so bekannte wie «Las almenas de Toro», «El sueño de Doña Alda», «La bella en misa» u.a. Glücklicherweise – für Nichtspezialisten – haben die Herausgeber die Romanzen transkribiert und ebenso glücklicherweise – für Eingeweihte – die Originale abgedruckt, und zwar jeweils die vollständigen Texte, also nicht

[4] Cf. auch M. CRIADO DE VAL, *Geografía, toponimia e itinerarios del «Cantar de Mio Cid»*, *ZRPh. 86* (1970), 83–107, besonders p. 84–88. Ich gehe allerdings mit der Deutung von M. Criado de Val nicht in allen Einzelheiten einig, aber auf jeden Fall in der Identifikation von *Alilon* mit *Ayllón*.

[5] Zu den zitierten Versen 397–398 zum Beispiel wird ausgeführt: «MP assures us that these lines mean the Cid passed to the left of San Esteban and to the right of *Alilon*, not that he had S.E. on his left and A. on his right (as we would take it in modern terms)» (p. 119). Wenn *Alilon* mit *Ayllón* identifiziert wird, ist allerdings diese Erklärung gerade nicht mehr nötig – und auch nicht mehr richtig.

[6] Zum letzten Eintrag dieser Namenliste noch eine Bemerkung: *Tamín* und *Fáriz* sind nicht "completely fictious persons" (p. 171). Hinter *Tamín* verbirgt sich der König Mu'tamin von Zaragoza, hinter *Fáriz* jener Maure Ḥāriṯ von Medinaceli, welchen der junge Ruy Díaz 1067 besiegte und tötete (cf. R. MENÉNDEZ PIDAL, *La España del Cid*, Madrid [4]1947, p. 159).

nur die in ihnen enthaltenen Romanzen, welche sich zum großen Teil in verschiedenen Broschüren wiederfinden und eine Reihe von Varianten bieten, die Yonás Bemühen um eine Verbesserung der von ihm gesammelten Fassungen zeigen und natürlich von den Autoren entsprechend berücksichtigt wurden. Nebenbei sind außer der durch die Transkription gegebenen Hilfe gerade auch diese repetierten Texte ein sehr praktisches Mittel zum Einlesen in die Originaldrucke, welche das erstaunlich konsequente System der Wiedergabe einer romanischen Sprache durch ein semitisches Alphabet ausgiebig illustrieren, auch wenn die typographischen Mängel von Yonás Ausgaben die direkte Lektüre hin und wieder etwas mühsam gestalten.

Prinzipiell gliedern sich die jeder Romanze gewidmeten Studien in Textedition und Übersetzung, Motivindex, Quellen und Parallelen, historisch-episch-stilistische Gesichtspunkte, Versanalysen, allgemein peninsuläre und darüber hinaus europäische Bezüge sowie die einschlägige Bibliographie. Abgesehen von diesen spezifischen Literaturhinweisen enthält der Band eine überwältigend vollständige Gesamtbibliographie, die nicht nur den sefardischen Romancero berücksichtigt, sondern auch Spanien, Portugal und Hispanoamerika einschließt (selbst die Philippinen sind nicht vergessen). Dazu gesellen sich die entsprechenden Angaben über die restliche Romania, die angelsächsischen und skandinavischen Parallelen, deutsche, holländische, jiddische, baltische, ungarische, slavische, griechische, albanische und türkische Lieder und Balladen, ein vielstimmiges Konzert der volkstümlichen Muse. Dabei handelt es sich nicht um müßige Häufung; denn die gemeinsamen Züge, welche die Autoren im Kommentar zu den einzelnen Texten aufzeigen, dienen der Klärung oft dunkler Verwicklungen, die u.a. auf den zahlreichen verschiedenartigen Einflüssen beruhen, denen die Exilierten in ihrer neuen Umgebung ausgesetzt waren. Von besonderer Bedeutung im Rahmen der Gesamtbibliographie sind naturgemäß auch die Hinweise auf die mittelalterliche Epik, die spezifische Literatur über den Romanzensammler Yoná und schließlich einige Angaben zur philologischen Dokumentation. Der Bibliographie folgen verschiedene hochwillkommene Indices, welche die Beschäftigung mit dem Thema erheblich erleichtern und auch den erwünschten Aufschluß über die von Yoná gebrauchten Hebraismen erteilen. Der Motiv-Index gibt eine systematische Zusammenfassung der in den einzelnen Romanzen enthaltenen Bausteine dieser Gattung, und schließlich folgt das zum eindringenden Verständnis unentbehrliche Glossar, das verständlicherweise nur eine begrenzte Auswahl darstellt. Damit ist der äußere Aufbau des Werkes grosso modo geschildert.

Sein Inhalt, d.h. die eingehende Studie, welche jeder einzelnen der veröffentlichten Romanzen gewidmet ist, erhellt mit aller Deutlichkeit das Zentralproblem sämtlicher Texte: Kontamination. Die Autoren bemühen sich in sorgfältigen Analysen, oft Vers um Vers, die verschiedenen Quellen ausfindig zu machen, welche in diesen sefardischen Romanzen verschmolzen sind. Dabei zeigen sich nicht nur Kombinationen mehrerer Romanzen, deren Teilelemente sich zu einer neuen literarischen Einheit zusammenfinden (z.B. Almerique de Narbona + Roncesvalles + Las bodas en París), sondern wir begegnen auch Motiven der volkstümlichen Dichtung, die nicht auf den Romancero beschränkt sind, Topoi des Romanzenstils, welche die Handlung rhythmisch strukturieren, Querverbindungen zum hispanischen Drama (Gil Vicente, Lope) und oft genug noch ungelösten Überlieferungen, deren Ursprünge ebenso geheimnisvoll wie bezaubernd aufleuchten. Als eigentümlich sefardisches Kriterium ist die Dämpfung extremer Situationen zu nennen, ein affektives Zeugnis, das uns an die Haltung der von jüdischen Dichtern überlieferten Xarǵas erinnert. Ebenso charakteristisch ist, erwartungsgemäß, die Berücksichtigung der biblischen Tradition, welche in Romanzen wie «El robo de Dina», «El paso del Mar Rojo» zum Ausdruck kommt. Yoná hielt sich getreulich an die mündliche, volkstümliche Überlieferung, wie sie vor der Katastrophe in

Saloniki weiterlebte; d.h. er verzichtete (bewußt oder prinzipiell) auf jede korrigierende Änderung, wie sie etwa ein moderner Herausgeber «synthetischer» Versionen angebracht hätte. Durch diese Einstellung beläßt er den Texten ihre Authentizität und setzt sich souverän über logische und grammatische Inkongruenzen hinweg. Neben den allgemein bekannten Themen enthält die Sammlung auch einzigartige Relikte, «unique survivals», ein typisches Zeugnis peripherer Bewahrung. Zu den Grunderkenntnissen, welche die Lektüre dieses Bandes vermittelt, gehört die Relativität der Gattungen. Die Übergänge zwischen Romanze, Volkslied, Märchen, epischer Tradition sind fließend. So erklärt sich die Verwandlung und Umformung, speziell der epischen Motive in Romanzen. Als genetisches Indiz spielt die Assonanz eine Rolle. Ein weiteres, ebenso wichtiges Resultat der Forschungen von Armistead und Silverman, das bisher im hispanischen Raum weniger berücksichtigt wurde, ist die weit über die Iberoromania und auch die Gesamtromania hinausgreifende Tradition der Motive. So erweitert sich der Ausschnitt aus dem sefardischen Romancero zu einem Blick auf den europäischen Balladenschatz und enthüllt einmal mehr die gemeinsamen Wurzeln der abendländischen Volksdichtung.

Den sprachlichen Aspekt der Texte haben die Herausgeber im Rahmen ihrer Ausrichtung verständlicherweise nicht diskutiert. Sie begnügen sich mit einigen etymologischen Hinweisen. Trotzdem darf gesagt werden, daß die Sammlung auch in dieser Hinsicht von größtem Interesse ist und geradezu nach eingehender Interpretation und Deutung ruft. Als Denkmal der Sprachform von Saloniki, dessen archaisierender Charakter auf der Hand liegt, ist sie unschätzbar.

Eva Salomonski

★

ÁNGEL CRESPO, *Aspectos estructurales de «El moro expósito» del Duque de Rivas*, Uppsala 1973 (Acta Universitatis Upsaliensis, Studia Romanica Upsaliensia 12), 260 p.

Las obras capitales del romanticismo español carecen aún en su mayoría de estudios especiales que permitan en un futuro próximo elaborar una visión de conjunto con las garantías deseables[1]. La monografía que Ángel Crespo ha dedicado a *El moro expósito*, fundamental en su día para el triunfo de las tendencias románticas, viene a llenar uno de esos huecos[2].

Consta el libro de prefacio, diez capítulos, conclusiones y un resumen en alemán. Vienen por último una lista de las principales ediciones de *El moro expósito*, bibliografía e índice onomástico.

En los capítulos I, II y IV Á. Crespo se ocupa del Duque de Rivas y de *El moro expósito* desde los puntos de vista histórico, literario y crítico. En los dos primeros resume la biografía de don Ángel Saavedra y lo pone en relación con el ambiente literario de la época. Por lo que atañe a *El moro expósito* – señala – a su éxito se debió casi exclusivamente el que la poesía narrativa arraigase en España antes que la lírica (p. 14). De acuerdo con Edmund L. King, conocido estudioso del romanticismo español, considera 1834, fecha de aparición de *El moro expósito*, como término *post quem* del movimiento (p. 25). Se trata de dos capítulos previos al tema central, pero interesantes y necesarios para situar éste. En el capítulo IV, asimilable a los dos primeros, estudia la «fortuna crítica del poema» desde el

[1] La clásica obra de E. ALLISON PEERS, en su primera edición española, data ya de 1954.

[2] Es de justicia mencionar otra aportación reciente: DOMINGO YNDURAIN, *Análisis formal de la poesía de Espronceda*, Madrid 1971.

romanticismo hasta hoy; destaca aquí la severa reprobación de que hace objeto los puntos de vista de Azorín en su *Rivas y Larra*.

Los capítulos restantes (III, V, VI, VII, VIII, IX y X) desarrollan el propósito anunciado ya en el prefacio y que es el de proceder a un análisis estructural de *El moro expósito* «tanto desde el punto de vista de las ideas expresadas por él como desde el que mira a la organización de sus materiales» (p. 7).

Los capítulos III, V, VI, VII y VIII se consagran a explicar los criterios con arreglo a los cuales dispuso el Duque de Rivas sus materiales poéticos. *El moro expósito* consta en realidad de dos partes, no marcadas por las divisiones (12 romances) del autor. La primera comprende los romances I a V (la acción se sitúa en Córdoba; se escribió en Malta y los romances son de extensión muy semejante). La segunda, los romances VI a XII (acción en Castilla; se escribió en Francia y los romances son de extensión muy desigual). En el conjunto del poema se distingue: a) narración principal; b) narraciones subordinadas; c) elementos no narrativos. Lo narrativo (aunque no rectilíneo, por la necesidad de poner al lector en antecedentes) domina ampliamente sobre los elementos no narrativos (estáticos). En cuanto a los personajes, Á. Crespo los clasifica en principales, secundarios, episódicos y comparsas. A continuación enumera los objetos de significado simbólico. La Providencia – y con ello se llega a la noción central –, entendida al modo cristiano (distinto al pagano de Fortuna), es eje estructural de *El moro expósito*. Al referirse a ella, todos los personajes, incluso opuestos entre sí (moros y cristianos, leales y traidores), se sirven del mismo lenguaje, lo que prueba el carácter axial. De ahí también que el amor no forme parte determinante en la estructura de la obra. Mudarra es así el héroe de la Providencia, de la que depende tanto que ésta llega a anular su personalidad, instrumentalizándolo. Mudarra, por su parte, tiene una idea providencialista de sí mismo, se siente brazo de la Providencia y se somete a su misión providencial. En función de este carácter de eje estructural atribuido a la Providencia, el desenlace del poema queda bien justificado «desde el punto de vista de la psicología poética de los personajes» (p. 142) y asimismo los caracteres de Mudarra y Kerima, «delineados en el sentido que conviene a la estructura de *El moro expósito*, esto es, a su subordinación y concordancia funcional con la acción justiciera de la Providencia» (p. 146). En cuanto a los traidores, en apariencia más libres, acaban también por someterse al eje estructurante: la negativa de Kerima, hija de Giafar, a casarse con Mudarra, y la muerte del hijo de Ruy Velázquez, condenan a la extinción la estirpe de los traidores, cerrándose y completándose así el designio de la voluntad divina. Este rasgo básico de la estructura de la obra permite en consecuencia a Á. Crespo exonerar al Duque de Rivas de los reproches que, desde otras perspectivas, le venían siendo formulados.

Los capítulos IX y X estudian la estructura narrativa de *El moro expósito*. Como el poeta simplifica la acción, que no le interesa por sí misma sino sólo en cuanto se ordena al fin último del relato, el colorido viene dado por otros medios: «descripciones de paisajes y atuendos, las escenas de costumbres, las imágenes, los trechos líricos, etc.» (p. 174). Tachar la obra de acción escasa sería, pues, no entender su verdadero sentido. Á. Crespo hace un recuento minucioso de los versos descriptivos, así como de las imágenes y funciones de éstas. También se ocupa en detalle de los contrastes que se dan en el poema: Córdoba y Burgos, personajes y ambientes, mundo sobrenatural y mundo real. El realismo poético de *El moro expósito* se manifiesta para Á. Crespo en: a) escenas de costumbres; b) descripciones de personajes; c) particularidades lingüísticas. Cabe, por último, destacar, al referirse a estos dos capítulos, los juicios sobre versificación (p. 166–171).

En resumen: nos encontramos ante una monografía esmerada. Su autor ha deshecho las piezas de ese complicado rompecabezas que es *El moro expósito* (con sus 14.288 versos),

las ha clasificado y las ha vuelto a montar, tras enterarse de la función de cada una, con la paciencia de un buen artesano. Y, al hacerlo, no se ha dejado llevar por el juego como fin en sí mismo, sino que ha llegado a conclusiones sólidas, que lo son tanto por el rigor de los cálculos como por la manera inteligente de interpretar los datos de éstos[3]. Lo que hasta ahora había dicho la crítica sobre *El moro expósito* (que no era mucho ni muy luminoso) queda no sólo superado, sino valorado adecuadamente. Procediendo así, Á. Crespo ha sabido evitar el escollo con el que a menudo se tropieza cuando se aplican a ultranza métodos formalistas, que, en busca de la especificidad de la obra literaria, de aquello en que ésta presuntamente consiste (con autosuficiencia, bastándose a sí misma mediante su dinámica interna), se desentienden del tiempo histórico anclado en el texto y desembocan en un abstractismo infecundo.

Para terminar sólo diremos que afean el libro, cuya impresión es por otra parte muy correcta, un par de docenas de erratas y de descuidos de acentuación. Así, por ejemplo, se lee varias veces *fué*, *dió*, *vió*, con sus respectivos acentos, en contra de las normas de la Academia vigentes desde el 1 de enero de 1959 (norma 15ª).

Luis López Molina

[3] Así, por ejemplo, cuando afirma (cf. p. 38 y 54) que el poema no se atiene al espíritu primitivo de la leyenda y que, en él, ni la acción ni los personajes son épicos: la primera por ir mezclada con un ingrediente costumbrista y los segundos por hallarse saturados de preocupaciones morales en lugar de ideales heroicos. Se trata, como es fácil apreciar, de ideas útiles para la historia literaria y de las ideas.